

Wie ist so blaß die stille Welt,  
Die nun der Frost im Arme hält,  
Der unerwünschte Freier!

Auf Schnee ein leises Abendglühn,  
So bleiche, weiße Rosen blühn  
In diese Hochzeitsfeier.

Vom starren See ein dumpfer Klang,  
Als ob ein hartes Herz zerbrang  
Im Uebermaß von Leiden.

Im tauben Wald ein Krächenscrei —  
Der ruft so schrill: Vorbei, vorbei!  
Nun helfe Gott Euch beiden!

Das goldene Herz.

Stizze von Magdalena Nicolai.

Es war in der Dämmerstunde, und  
Alles schien wie in blauer Düst  
gedunkelt. Phantastisch schimmerten die  
dunkeln Baumstämme hindurch. Am  
klaren Himmel stand die Mondsilber  
und blühte durch die kalte Luft. Jeder  
Schritt misierte, denn es begann zu  
frieren. Der Laternenanzünder steckte  
die Lampen an, und geschäftig trotzte  
er von einem Pfahl zum anderen. Die  
vornehme Gestalt eines jungen Offi-  
ziers in Artillerieuniform kam energis-  
chen, aber elastischen Schrittes von der  
Kriegsakademie her und bog in die  
Gänge des Tiergartens ein. Leutnant  
K. strebte nach dem Weisen zu, wo  
sein begabtes Junggefellensstückchen  
in der Gartenwohnung eines herz-  
schafflichen Hauses lag. Behend  
sprang er die Treppe empor, griff mit  
der wohlgepflegten Hand in die Tasche,  
zog das blattgewundene Schlüsselbund  
heraus und schnappte das Schloss auf.  
Ein Pfiff und Moretzki's sein treuer  
Bursche, erschien.

„Ich sagte Dir doch, Du solltest die  
Lampe zu der Zeit, wo Du mich er-  
warten kannst, anzünden.“  
„Ja, ja, Herr Leutnant!“ — zögernd  
kam es von Moretzki's Lippen — „es  
ist aber doch bald Ende des Monats,  
und da, und da —“  
„Na, schon auf, hast recht.“  
Die Lampe stand schon bereit, die  
Glocke und der Gylinder waren abge-  
nommen und sorgfältig ineinander ge-  
stellt.

Mit gewissem Eifer, aber ohne Hast,  
nahm der Bursche ein Streichholz aus  
der Tasche, strich es an der Luchsohle  
ab und entzündete die Lampe — letzte  
die grüne Glöde behutsam auf und  
stellte die Lampe auf den Schreibtisch.  
„War jemand hier, Moretzki?“  
„Ja wohl, Herr Leutnant, der Die-  
ner von Herrn Regierungsrath von Z.  
hat einen Brief abgegeben.“

Schnell warf Leutnant K. Hand-  
schuh und Mütze auf den Tisch, ergriß  
in der Eile das, was am nächsten lag  
— eine alte Pfeffertüte und schickte da-  
mit den auf dem Schreibtisch liegenden  
Brief auf. Natürlich duftete dieser,  
wie s gerade Mode war, nach Veilchen.  
Selbstverständlich war er vom feinsten  
Mittelpapier, und die Schrift war  
groß, feil und vornehm.

„Sehr geehrter Herr Leutnant! Im  
Namen meiner Mama, die einer Ein-  
ladung folgte, soll ich Sie bitten, die  
Freundlichkeit zu haben, sich morgen  
Nachmittag zu uns zu bemühen, damit  
wir die Sache mit dem Bazar bespre-  
chen können. Nicht wahr, Sie machen  
sich frei? Beziehen Sie die armen,  
kleinen Waisenkinder, die gewiß schon  
tätig frieren und hungern usw. usw.  
Ihre ergebene Else v. Z.“

Lange hielt er das Papier in der  
Hand, das sich leise und zitternd be-  
wegte. Seine großen, dunklen Augen  
rubten strahlend immer wieder auf  
den geliebten Zeilen.

„Wie lieb sie ist! — Sie hat ein  
goldenes Herz — ganz gewiß! Ich  
kann mich selbstverständlich.“  
Schnell schrieb er ein paar Zeilen.  
Unterdrückte er die Bursche mit dem  
Raffgeschwür hereinzutreten. Er setzte  
es auf dem Tisch, der, mit rothem  
Blüschdeck versehen, dicht vor dem  
ebenfalls rothen Sopha stand, nahe  
am Ofen, in dem ein behagliches Feuer  
brannte.

„Hier, diesen Brief trägt Du bis  
zum anderen: „Ja, Herr Leutnant, ich  
war doch schon mal dort.“ und sein  
Herz dachte dabei an die hübsche, blonde  
Köchin, die bei Regierungsraths  
bediente, und die ihm so liebevoll zuge-  
lächelt hatte.

„Nicht wahr, Herr Leutnant,“ rief  
Else den nächsten Nachmittag bei der  
Besprechung über den Bazar — „Sie  
helfen uns recht, daß wir möglichst  
viel für die armen Waisen zusammen-  
bringen? Die lieben Kleinen, die  
so verlassen und einsam sind!“

„Wie soll seine Else war, wie bedacht  
für das Wohl der Armen! Er wollte  
für seine Arbeiter zur Kriegsakademie  
die Nacht zu Hilfe nehmen, nur um sich  
den Vorbereitungen zum Bazar wid-  
men zu können. Ein kleines Lustspiel  
sollte aufgeführt werden, Else hatte  
die Hauptrolle, und Leutnant K. war  
ihr Partner.“

„Rein, zu süß sah sie immer aus bei  
den Proben! Ihre Augen strahlten wie  
die Sterne, und alle ihre Bewegungen  
waren von unbeschreiblicher Grazie.“

Wenn sich die Beiden die Hand zu  
reichen hatten, zitterten ihre Finger,  
und wenn sie sich in die Augen sehen  
mußten, geschah es länger, als man es  
von ihnen verlangte — aber sie wuß-

# Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 6. März 1903.

Jahrgang 23. No. 27.

ten das selber nicht — sie hatten dabei  
ja die ganze Welt vergessen. Wenn die  
Proben zu Ende waren, half Erich sei-  
ner angebeteten Else, wie es Konvales-  
zentspflicht, beim Mantelnehmen, aber  
seine Hände ruhten dann oft sekunden-  
lang auf ihren Schultern, und sie stand  
dabei erröthend, nestelte an ihrem Spi-  
genhalm und schwaigte ganz konfus  
Zeug.

„Oft drängte sich bei ihm in solchen  
Momenten die Frage auf die Lippen:  
„Else, süße Else, liebst Du mich?“ aber  
er sagte sich dann: „Was nach dem Ba-  
zar will ich noch warten.“  
Endlich kam der vielbesprochene Tag.  
Else war in dem Reformkleid von  
matthblauem Sammet die verpörrte  
Poesie. Ihr volles Goldhaar trug sie  
in langen Zöpfen, die mit hellblauen  
Schleifen zusammengebunden waren.  
An ihrer Brust steckte ein Strauß  
mattrosa Rosen. Wie sie mit Blicken  
von Allen verschlungen wurde! Er  
wurde beinahe eifersüchtig — aber  
dann, wenn sich ihr blaues Augenpaar  
aus dem dunklen Wimpern heraus zu  
ihm emporhob und er ihre ganze  
Seele darin erblickte, dann war sie  
sein, ganz sein.

Als er dann später beim Tanz sie  
an sein Herz preßte und ihr leise zu-  
flüsterte: „Darf ich morgen kommen,  
Else, süße Else?“ da küßten ihr die  
hellen Tränen aus den Augen, und  
sie konnte ihm nur stumm zunicken. —  
„Sie hat ein goldenes Herz,“ dachte  
er, als er in der Nacht die Augen nicht  
zuthun konnte, „und sie liebt mich ja —  
sie liebt mich!“ jubelte es in seiner  
Seele.

Am andern Mittag setzte Leutnant  
K. den Helm auf und slog mehr, als  
daß er ging, nach der Villa, in welcher  
der Regierungsrath v. Z. wohnte. Das  
elegante Haus lag an der Ecke der  
Wilsonstraße und war von einem gro-  
ßen Garten umgeben. Da — was  
sahen seine Augen? Else ging ja vor  
ihm eilend, fast hastigen Schrittes.  
Vor der Haustür blieb sie stehen und  
trat dann erschaut auf einen mit  
Blechgeschürzen beladenen, blaffen,  
kleinen Slowakentraden zu, der eben  
an der Klingel ziehen wollte.

„Was siehst Du hier, Junge?“  
„Wollen's mir kaufen?“  
„Ach was, wir brauchen nichts.“  
„O, mich friert so, ich hab' Hunger  
und Meißer schloßen!“  
„Dummes Zeug — mach', daß Du  
fortkommst; hier wird nicht gebettelt.“  
Bursch stieß ihn Else beiseite und  
warf ihm die Thür vor der Nase zu.  
Erich griff mit der Hand nach der  
Stirn, und ohne Besinnen drehte er  
sich auf dem Absatz herum und ging  
mühen Schrittes seiner Wohnung zu.

Das war Else, seine geliebte Else  
mit dem „goldenen Herzen“? Heuchel  
trat es ihm in die Augen, und seine  
Lippen preßten sich aufeinander. Eine  
ernte, düstere Falte zeigte sich auf  
seiner Stirn. „Ja, ja, was also das  
ertraumte Glück! Er sah nicht, wie  
Else sich im Hausflur plötzlich gewen-  
det, und ganz hart vor Schrecken, ihm  
nachschaute. ... Bald hörte er schür-  
rende Tritte neben sich. Der arme,  
bedachte, kleine Slowake trollte milde  
und fröstelnd neben ihm.

„Na, Junge, Du frierst wohl sehr?“  
„Ja.“  
„Willst Du eine Tasse warmen Kaf-  
fee trinken?“  
„Ja.“  
„Na, dann komm mit mir, geh' nur  
immer hinter mir her, höchst Du?“  
Sie hatten ja nicht ahnend zu  
gehen und waren bald in dem Hause  
angekommen, wo Erich wohnte. Er öff-  
nete die Hausthüre, und mit harter  
Stimme herrschte die Portierfrau den  
Jungen an: „Hier darf Keiner ein-  
gelassen werden.“

„Der Junge kommt zu mir, Frau  
Reinmann.“  
„So, so, Herr Leutnant, und mit  
verwunderten und spöttischer Miene  
sah die Portierfrau den Beiden nach.  
Moretzki hatte schon das Raffeln des  
Blechgeschürzes vernommen, das von  
der Treppe heraufscholl, und neugierig  
öffnete er die Entreehüre.

„Komm sit, hilf mal dem armen  
Kerl die Sachen schleppen und dann  
mach schnell warmes Wasser und lege  
im Ofen nach. Komm, nimm dem  
Jungen mal die ganze Last ab.“  
„Nun, Kind,“ wandte er sich dem  
kleinen Slowaken zu — „seß' Dich da  
auf den Stuhl beim Ofen und wärme  
Dich.“

Scheu, aber beglückt lächelnd, setzte  
sich das arme Geschöpf. Seine Augen  
waren milde, so milde und seine Züge  
bleich und weß.

„Hast wohl heute noch nichts gege-  
sen?“  
„Nein, nir essen!“  
„Da hast Du eine Tasse Kaffee.“  
Hastig trank er eine Tasse nach der  
andern. Dazwischen setzte er und  
lebte seinen ermüdeten Körper an die  
Stuhllehne.

„Willst Du ein Butterbrod essen?“  
Er nickte und griff gierig danach.  
„Du hast wohl gar nasse und taufe  
Näse?“  
Der Junge sah nach seinen Schuhen,  
die ihm viel zu groß waren, hielt die  
Fußspitzen in die Höhe, und man sah,  
wie sich die Behen durch das Leder ge-  
bohrt hatten.

„Moretzki, hol mal schnell aus mei-  
nem Schrank das eine Paar ver-  
waschener Strümpfe, die werden ihm  
gerade passen. Sie liegen in der Ecke  
oben rechts — und ziehe sie dem Jun-  
gen an — und ein Paar Stiefel, die  
mir zu klein sind, stehen dort auf dem  
Stuhlbord.“

Während ließ der Junge Alles mit  
sich geschehen. Ein über das andere  
Mal sagte er: „Ich danke!“ — und  
seine trauerigen Augen blickten ver-  
wundert um sich, als träume er.

Eine Schale mit Äpfeln stand auf  
dem Tisch — Erich griff danach und  
stopfte dem Kleinen die Taschen da-  
mit voll.

„Hast Du denn heute schon viel ver-  
dient?“  
Der Junge schüttelte den Kopf.  
„Was wird denn, wenn Du nichts  
mit nach Hause bringst?“

„O, Meister schloßen.“  
„Hast Du noch Eltern?“  
„Nein, Eltern todt.“  
„Hast Du noch Geschwister?“  
„Schwester und Bruder todt — ein  
Bruder in Ungarn — ist weit von  
hier.“

„Ja, armes Kind — aber sei nicht  
traurig, komm, hier hast Du etwas  
Geld, und wenn Du wieder hungrig  
bist, kommst Du wieder, ja?“

Der Kleine nickte freudestrahlend.  
„Ich danke, danke!“ rief er.  
Alles, was an Wurst und berglei-  
chen Lebensmitteln vorhanden war,  
mußte der Bursche ihm in die Taschen  
stecken.

Dann machte der Kleine sich auf den  
Heimweg, und Moretzki begleitete ihn  
die Treppe hinunter bis auf die  
Straße, damit er vor dem harten  
Worten der Portierleute verschont  
blieb.  
Erich hat das Haus des Regierung-  
sraths von Z. nie wieder betreten.  
Beim nächsten Bazar wurde er natür-  
lich vom Comite wieder aufgeführt,  
bei der Aufführungen mitzuwirken.  
Er lebte dankend ab. Er ging in  
eine Kunsthandlung, wo er ein Bild-  
chen in Kupferdruck erstand. Dies stiel-  
te er für den Bazar. Es stellte einen  
bettelnden, kleinen Slowaken dar.

## Der Perlmutterknopf.

Aus den Erinnerungen eines russischen  
Polizeimeisters von S. W. I. H. o. l. d.

Der Polizeimeister Rudikow in der  
Donaufestung Ismael ging sinnen  
in seinem Arbeitszimmer auf und ab.  
An der Thür standen vier Gendarmen,  
an einem Bult sein Schreiber in Civil-  
kleidung, während er selbst wie ge-  
wöhnlich die Uniform und zwei gold-  
ene Kreuze auf der Brust trug, Zeugen  
seiner anerkannten Verdienste.

In der Mitte des reich mit Bildern  
russischer Fürsten decorirten Saales  
stand ein runder, mit rothgoldnem  
Damast besetzter Tisch, auf dem die  
Marmorbüste des Kaisers Nikolaus  
thronte. Im nächsten Augenblick trat  
auf ein Zeichen der Führer der Gen-  
darmen vor, stellte sich kurzgegräde  
vor den Polizeimeister hin und salu-  
tirt.

„Nun, Nikolowitsch, etwas Neues?“  
„Jawohl, Herr Polizeimeister.“  
„Laf' hören.“ — „Bei dem Kohlen-  
händler Turgurow wurde heute Nacht  
eingebrochen.“ — „Auf welche Weise?  
Das Schloß erbrochen?“ — „Nein,  
Turgurow hat die Gewächshäuser, allein  
in seinem Gewölbe zu schlafen. Tags  
zuvor hatte er von einem Schiffstap-  
lan eine große Summe Geldes für ge-  
lieferte Kohlen erhalten. Da wurde  
er plötzlich durch das Geräusch einer  
vorsichtig arbeitenden Feile aus dem  
Schlaf geweckt. Den Zwoed leicht er-  
rathend und überzeugt, daß ein Lärm-  
schlagen in diesem Stabblöck truchlos  
hätten würde, nahm Turgurow ein  
Licht in die eine, eine Sämur in die  
andere Hand und stellte sich hinter die  
Thür, an der von außen operirt wurde.  
Langsam und leise fuhr die Feile im  
das Eichenholz, bis nach langem  
Arbeiten eine so große Breche ent-  
stand, daß eine Menschenhand gerade  
hinein konnte, um den Nagel wegzus-  
chieben und den Eingang frei zu  
machen.“ Die Hand ergriffen auch und  
fingerte nach dem Schloße. Turgurow  
nahm jetzt den mit einer Schlinge ver-  
sehenen Strich, wand ihn um die Hand  
des Einbrechers, befestigte ihn an dem  
Thürschloß, näherte das bis jetzt ver-  
borgene gehaltene Licht der festgebun-  
denen Hand und begann mit dem größ-  
ten Pfliegema, sie zu braten. Die Reibe,  
um Hilfe zu rufen, war jetzt an dem  
Dieb. Das Feuer der Talgterze jün-

geste um die rauchende Hand. Der  
Mann draußen brüllte vor Schmerz  
und Wuth; seine Kameraden sloßen  
und überließen den Unglücklichen sei-  
nem martersvollen Loos. Turgurow  
blieb standhaft bei seiner gräßlichen  
Arbeit, bis eine Militärpatrouille kam  
und ihn befreite.“ — „Was noch wei-  
ter?“ — „Bei Pocupulo, dem Arme-  
nier, ist heute Nacht gleichfalls einge-  
brochen worden. Die Diebe haben die  
Außenmauer seiner Schreibstube  
unterminirt, sind von da in die Kaffe-  
gedrungen, haben dort den Geldschrank  
erbrochen und sein eigenes und frem-  
des Geld geraubt.“

Der Polizeiminister wandte sich an  
seinen Schreiber Turgurow und gab  
Auftrag, daß ihm die Acten über Po-  
cupulo vorgelegt würden. Turgurow  
verneigte sich und ging, um dem Be-  
sehl seines Chefs nachzukommen.

„Seltsam ist es,“ meinte Niko-  
lowitsch, „daß der Anführer der Bande  
genau davon instruirt zu sein scheint,  
in welchem Theile der Stadt die Pol-  
izei zur Nachtzeit stärker vertreten ist  
und dort Razzia hält. Alles deutet da-  
rauf hin, daß, so verschieden und  
eigenartig die neuerdings in solch gro-  
ßer Anzahl vorkommenden Einbruchs-  
diebstähle auch sind, sie doch durch ein  
und dieselbe Person inspirirt und von  
dieser mit Hilfe ihrer Leute durchge-  
führt werden. Für diese Annahme  
spricht die Thatfache, daß Jeder auf  
eigene Faust und für sich allein den  
Einbruch begangen haben will, ob-  
gleich sich hinterher das Gegenstück  
herausstellt, wie jüngst im Falle  
Poltikoff, daß Keiner von einem Mit-  
helfer etwas wissen will und alle  
Schuld auf sich nimmt.“

Im dem Bureau des Polizeimeisters  
Rudikow stehen zwei Männer, die in  
ihrem Auftreten das Gegenstück ge-  
nommen werden können. Der Eine rauh  
und gemein, wie die That, der er über-  
wiegen werden sollte, der Andere pfif-  
fig und verschmitzt, gescheit und  
gewandt. Der Polizeimeister gibt Be-  
fehl, den Ersteren hereinzuführen.  
Popow, den Arm in der Binde, tritt  
ein.

„Sage mir, wer Deine Mitschuldigen  
sind“, fragt Rudikow rauh. Popow  
schweigt. „Willst Du endlich über  
Deine Bande und Curen Verstand  
reden?“

„Ich weiß nichts davon“, spricht  
Popow. „Ich habe weder Kameraden  
noch einen Schlafpartner.“

„Was hast Du an der Thür des  
Kohlenhändlers Turgurow gesucht?“  
„Ich dachte, es sei Niemand drin,  
und da wollte ich öffnen, um die Nacht  
dort zuzubringen.“

„Vortrefflich. Du wußt also nichts  
sagen?“  
„Ich weiß nichts. Ihr könnt mich  
schlagen lassen wenn Ihr wollt, aber  
ich habe nichts zu gestehen.“

„Gut, wir wollen es mit Dir ver-  
suchen. Man führe ihn ab.“  
Als zweiter trat Pocupulo ein.

„Sagen Sie mir,“ redete ihn  
Rudikow der Polizeimeister an, „haben  
Sie denn bei dem Einbruchdiebstahl  
nichts gehört? Es kann dies doch nicht  
gut ohne Geräusch abgegangen sein.“  
„Nicht das Allergeringste, Herr  
Polizeimeister.“

„Aber sagen Sie doch selbst,“ fuhr  
Rudikow fort, „wenn ich von außen  
ein Loch in die Mauer eines Hauses  
schlage, so breit, daß ein ausgewachse-  
ner Mann durchtreten kann, so ist  
dazu doch in erster Linie Zeit erforder-  
lich; zweitens kann eine solche Öff-  
nung unmöglich ohne Geräusch aus-  
gehöhlt werden, und drittens sollte  
man glauben, daß doch die Nachbars-  
chaft irgend etwas davon vernom-  
men hätte, wenn dies schon in Ihrem  
Hause nicht der Fall gewesen ist.“

„Das selbe habe ich zu meiner Frau  
auch gesagt; es ist mir ganz unbetref-  
lich.“  
„Das selbe haben Sie also auch ge-  
sagt“, wiederholte Rudikow factisch.  
„Nun, wenn Sie es wenigstens ein-  
sehen. Ich werde die Sache morgen  
untersuchen. Schutt und Steine,  
Alles hat so liegen zu bleiben, wie Sie  
es gefunden.“

Nach acht Tagen sehen wir den Po-  
liceimeister und seinen Schreiber wie-  
der in demselben Gemach. Rudikow  
ließ Pocupulo eintreten.

„Hören Sie,“ wandte er sich mit  
factischem Lächeln an ihn, „der Dieb  
ist entdeckt und schon so gut wie in den  
Händen der Polizei.“

„An der That, Herr Polizeimeister?  
O wie dankbar!“  
„Seien Sie auch wegen Ihrer Zah-  
lungen außer Sorgen, Ihre Gläubiger  
werden bestimmt zu ihrem Gelde kom-  
men, und ein so achtbarer Mann wie  
Sie, Herr Bankier, wird nicht insol-  
vent werden.“  
„Gott segne Sie für diesen Trost,  
Herr Polizeiminister, und der —  
Dieb?“

„Sind Sie!“ donnerte ihm Rud-  
ikow an.

Der erschrockene Pocupulo war durch  
diese plötzliche Wendung der Dinge so  
außer aller Fassung, daß er einen  
Schritt zurückwich und den Pol-  
izeimeister wie ein Gespenst anstarrte.  
Rudikow aber fuhr fort:

„Wenn die Diebe eingebrochen und  
das Loch in die Wand gebohrt hätten,  
müßte dies — merken Sie sich das  
wohl, Sie erbärmlicher Pflücker —  
vor außen weiter, von außen die Spun-  
ten der Haue an der Kante der Öff-  
nung sichtbar, von außen der gebrochene  
Schutt aufgehäuft sein. Die Höhlung  
aber befindet sich drin, der Schutt liegt  
drin, und die innere Seite der Wand  
trägt die verkehrten Hiebe des Meißels,  
der Einbruch, richtiger der Ausbruch,  
gescheh von innen und von Ihnen, und  
während ich dies sage, sind meine  
Agenten damit beschäftigt, den von  
Ihnen selbst begangenen Diebstahl  
ausfindig zu machen. An die Affaire  
Turgurow sind Sie gleichfalls ver-  
widelt. Popow hat Alles eingestän-  
den. Man führe ihn herein.“

„Du Verräther!“ rief ihm Pocupulo  
zu, als er seiner ansichtig wurde.

„Väterchen,“ entgegnete Popow,  
„verzeihe, aber es ging mit dem besten  
Willen nicht anders. Ich würde Euch  
niemals verrathen haben, und wenn  
man mich zu Tode geprügelt hätte,  
aber der Herr Polizeimeister hat einen  
Strich durch unsere Rechnung gemacht.  
Er ließ mich nicht einen Schlag ver-  
fehlen, aber ich erhielt als ausschließ-  
liche Nahrung ungewaschene Heringe,  
und so habe ich, von einem brennenden  
und verzehrenden Durste gemartert,  
ohne einen Tropfen Wasser für meine  
Gluth, Alles eingestanden.“

„Geben Sie zu, Pocupulo, mit Po-  
paw verkehrt und die Verbrechen be-  
gangen zu haben, die man Euch bei-  
den zur Last legt?“

„Ja,“ höhnte Pocupulo.  
„Und daß Sie dem Popow 2000  
Rubel versprochen haben wenn er  
Ihnen das Geld des Kohlenhändlers  
Turgurow gebracht hätte?“

„Auch das gebe ich zu“, sprach Po-  
cupulo.  
„Wer ist denn eigentlich der Anfüh-  
rer oder der Anführer der Verbrecher?“  
„Einen solchen gibt es nicht.“  
„Einen solchen gibt es nicht?“ wie-  
derholte der Polizeimeister drohend.  
„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt:  
bleiben Sie bei der Wahrheit, alles  
Leugnen ist unnütz.“

„Ich würde die Unwahrheit sagen,  
wenn ich das Gegenstück behaupten  
wollte.“

„So, Ich sehe schon, daß ich Ihrem  
schwachen Gedächtniß etwas zu Hilfe  
kommen muß. Es bleibt mir nichts  
Anderes übrig, als Ihnen diesen  
Herrn vorzustellen.“ Und mit er-  
höhter Stimme rief er: „Der Dritte  
in Eurem Bunde, der Rädelshörer  
und Anführer aller Eurer sauberen  
Wachschafoten und Verbrechen, ist  
niemand anders als mein hochacht-  
barer Schreiber Turgurow! Wer sollte  
so etwas glauben! Ich wundere mich  
nur, daß die Welt noch steht. Mein  
Abatus ein Räuberhauptmann!“

Als ob der Biss zu den Fingern Tur-  
gurow's eingeschlagen wäre, ließ dieser  
seine Finger fallen und starrte sprachlos  
und geistesleer ins Leere. Man sah  
ihm an, er arbeite innerlich unter der  
Wucht dieser furchtbaren Anklage und  
suchte nach Worten, um den entsetz-  
lichen Verdacht von sich abzuwälzen,  
aber es gelang ihm nicht. Endlich  
nach einer ungeheuren Anstrengung  
nahm er einen Anlauf und sprach:  
„Herr Polizeimeister, es ist dies ein  
Verdacht, der —“

„Vollständig begründet ist“, ergänzte  
Rudikow. „Sehen Sie hier diesen  
Perlmutterknopf. Dieser Knopf bau-  
melt Ihnen an Ihrem Rode schon fast  
mehr als zwei Wochen herum, ohne  
daß Sie oder Ihre Frau es der Mühe  
werth gefunden hätten, ihn anzunähen.  
Dieser Knopf, der an Ihrem Rode  
fehlt, und der, wie Sie sehen, in  
Form, Zeichnung und Farbe zu den  
übrigen paßt, ist zu Ihrem Verräther  
geworden. Ich fand ihn gestern in  
Pocupulo's Wohnung, die ich auf-  
suchte, um eine Unrichtigkeit, die sich  
in die Acten eingeschlichen hatte, rich-  
tig zu stellen. In dem Kleinen, an das  
Contor anstoßenden Zimmer, in dem  
Ihre Cure Zusammenkünfte hielt,  
zweck und Cure verbrecherischen  
Pläne betriebet, fand ich den Knopf.  
Demnach scheinem Sie, Turgurow,  
vorgefertigt Nacht noch bei Pocupulo  
gewesen zu sein und sich über die Er-  
eignisse der jüngsten Tage mit ihm  
besprochen zu haben, denn vorgestern  
Morgens baumelte der Knopf noch  
anzug friedlich und harmlos an Ihrem  
Rode; er fehlt erst seit gestern daran.  
Recht ist es mir auch klar, von welcher  
Seite die Herren stets so genaue  
Kenntniß von dem Nachtdienst und  
den Streifjügen der Polizei hatten.“

Turganew, mein hochachtbarer  
Schreiber, hat sie so vortrefflich be-  
dient.“

Mit diesen Worten überwies der  
Polizeimeister die drei gänzlich ver-  
richteten Männer den an der Thür  
harrenden Gendarmen.

## Aus der Kofische.

Eine sehr drohlige Kofischege-  
schichte erzählt ein ehemaliger Hofkoch:  
Eines Abends kam der Kammerdiener  
zweiter als Gäste anwesender ausländi-  
scher Prinzen und bestellte für 7 Uhr  
Morgens ein Frühstück, bestehend aus  
Thee, Bouillon, einer kalten Platte,  
„Ham and Eggs“, Hammelcotelette  
mit Kartoffelpuree und Dessert. Der  
Küchenchef, der kein übertriebener  
Freund vom Frühstücken war, über-  
trug mir die Herrichtung des Früh-  
stücks. Als ich aber am nächsten  
Morgens um 6 Uhr in die Küche hinun-  
terkam, schlief nicht nur der Chef  
selbst, sondern auch die Küchenfee, und  
insolange dessen war nichts das Mindeste  
in der Küche vorbereitet und der Herd  
natürlich kalt. Erst nach einigen sol-  
datisch-träftigen Donnerwettern er-  
schien das Mädchen, um sich auf mei-  
nen Befehl an die Fertigstellung des  
Burees zu machen. Bald kam auch der  
Lakai, um den ersten Gang zu holen.  
Ich machte die Hammelcotelette fer-  
tig, und das Küchenmädchen rührte  
mit verzweifelter Energie an dem Kar-  
toffelpuree. Als ich dieses aber auf  
die Schüssel thun wollte, fiel ich vor  
Schreck beinahe in Ohnmacht. Der  
Kartoffelbrei zeigte eine Farbe, die  
man allenfalls als bleigrau, nie aber  
als weiß bezeichnen konnte. Lange  
Zeit zur Besinnung gab es nicht; lange  
also das Puree durch ein Sieb pult-  
ter, dann nochmals mit heißer But-  
ter abrühren und fort damit, den  
Prinzen auf die Tafel. Auf dem  
Sieb aber waren eine Anzahl von  
kleinen Kohlenstückchen zurückgeblieben,  
die auf unerklärliche Weise in's Puree  
gerathen waren. Mit Entsetzen kostete  
ich die unglückselige Speise, und siehe  
da, sie schmeckte nach irgend Etwas,  
nur nicht nach Kartoffelpuree. In  
Angst und Aufregung wartete ich der  
Dinge, die da kommen sollten. Jed-  
ermann kann sich daher meine Ueber-  
raschung vorstellen, als schon nach  
kurzer Zeit die Platten zurückkamen  
und das Puree glatteweg — aufgefes-  
sen war. Damit nicht genug, erschien  
noch im Laufe des Vormittags der  
Kammerdiener und ersuchte den Kü-  
chenchef um das Recept des Burees,  
das den Prinzen so vortrefflich ge-  
mundet hatte. Seit jenem Tage kam  
ich immer, wenn ich Kartoffelpuree  
zubereite, in die Versuchung, etwas  
Steinkohle hineinzuthun.“

## Der Koch des Königs.

Aus London wird berichtet: Der  
Koch des Königs Edward ist einer der  
bestbezahlten Männer des Landes; er  
bezieht ein Gehalt von \$10,000,  
etwa soviel wie ein Generalleutnant  
des Heeres oder ein Admiral der  
Flotte. Es ist mehr als viele Bischöfe  
bekommen, und der Director des Bri-  
tischen Museums muß sich natürlich  
mit viel weniger begnügen. Mr.  
Nager — so heißt der Glückliche — ist  
etwa vierzig Jahre alt und stammt  
aus Südbritannien. Dieser unum-  
schrannte Herrscher in der Küche des  
englischen Königs schläft nicht unter  
dem Dach seines Herrn, sondern wohnt  
nicht weit entfernt in seiner Behau-  
sung. Mit dem Frühstück des Kö-  
nigs hat er nichts zu thun; ein Künn-  
stler wie er kann eben nicht drei Me-  
terwerke an einem Tage vollbringen.  
Um elf Uhr etwa fährt der Fürst der  
Küche in einer Droszke zum Budge-  
ham Palace. Dort empfängt er in  
einer großen, sonnigen Küche, die ein-  
nen Ausblick auf den Rasen hat, die  
von Lord Farquhar entworfenen Lunch-  
Karte und seine Arbeit beginnt. Zu-  
erst bestellt er, was er zur Herstellung  
des Gemüths gebraucht, sieht, daß  
Alles richtig hereinkommt, schreibt es  
auf und schickt die Rechnung an Sir  
Nigel Kingsote, den Zahlmeister, der  
einen Check ausstellt. Wenn der Lunch  
servirt ist, zieht sich Herr Nager  
wieder zurück, um neue Kräfte zu  
sammeln, und er erscheint erst um sechs  
Uhr wieder. Nun beginnt das große  
Ereigniß des Tages, die Vorbereitung  
für das Diner. Ist dieses vorüber, so  
ist der Künnstler für den Abend frei.  
Seine beneidenswerthe Stellung ver-  
dankt er harter Arbeit und dem Genie;  
denn zum Koch muß man, wie der  
Dichter zum Dichten, geboren sein.“

## Alteinstimmwahn.

Bu Hamara (Sohn der Gelin)  
nennet sich der Führer der Aufständi-  
schen in Marokko, der dem Sultan vor-  
Bez den Thron streitig macht. Diese  
gekünstelte Demuth findet sich vielfach  
im Orient. Besonders die Perser kö-  
nnen sich in ihrem Briefstiel in Verleu-  
nerungen ihrer Person nicht genug  
thun. Auch die Juden des Orients  
unterzeichnen sich in ihren Briefen mit  
Sofotau (der Kleine, Geringfügige).  
Ganz toll treiben es die Chinesen, die  
in erniedrigenden Wendungen ver-  
sichern, daß sie das Ansehen nicht  
werth seien und sich, während sie den  
Angeredeten in den Himmel erheben,  
allerhand Schimpfnamen beilegen.

## Garte Kritik.

A: „Nun, wie hat Ihnen denn mein  
Trauergebidt gefallen?“  
B: „Ich muß Ihnen offen gestehen,  
ich las nie etwas Traurigeres.“

Mancher entbehrt leichter das Noth-  
wendigste als den Luxus.